

Prälat Albert Garbrock – 60 Jahre Priester

Es ist ein nicht ganz häufiges Geschenk Gottes, wenn ein Priester mit klarem Verstand, fröhlichem Herzen und dazu noch leidlicher Gesundheit den 60. Jahrestag seiner Priesterweihe feiern kann. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Schulabteilung des Erzbistums freuen sich mit ihm über dieses Geschenk Gottes.

Am Anfang seines priesterlichen Dienstes standen die Kriegsjahre mit Soldateneinsatz und Gefangenschaft. Doch sein weiteres priesterliches Leben sollte ganz dem Dienst am Glauben junger Menschen in der beruflichen Ausbildung gewidmet sein. Wenn wir richtig unterrichtet sind, waren es insgesamt 38 Priesterjahre, die er dem Religionsunterricht an Berufsbildenden Schulen gewidmet hat, die letzten 10 Jahre als Leiter der Stabsstelle für den Religionsunterricht an Berufsbildenden Schulen in unserer Schulabteilung. Wie hat sich die Situation von Kirche und Welt, auch im Bereich der Schule, in diesen Jahrzehnten seines priesterlichen Wirkens verwandelt! In einem der ersten Weihnachtsbriefe, die Kardinal Frings nach dem Kriege an Papst Pius XII. schrieb, konnte er berichten, dass er nahezu 100 junge Priester für den Dienst an Schulen, darunter über 30 für den Dienst an Berufsschulen freigestellt habe. Wir wissen um den Kummer von Prälat Garbrock, dass es inzwischen nicht mehr möglich ist, Priester für diesen wichtigen Dienst an der Berufsschule freizustellen.

Umso mehr wird er unsere Bitte verstehen, auch in den weiteren Jahren, die Gott ihm noch schenken wird, die Religionslehrerinnen und Religionslehrer an Berufskollegs mit seinem Gebet zu unterstützen.

Wir werden uns auch in Zukunft freuen, wenn er uns in der Schulabteilung besucht. Er wird dann hoffentlich feststellen können, dass wir mit besten Kräften in seinem Sinne weiter zu arbeiten versuchen.

Gottes Segen für seine Zukunft und gute Wünsche von der Hauptabteilung Schule/Hochschule.

Bücher, denen ich viele Leserinnen und Leser wünsche

vorgestellt von Hans Albert Höntges

An dem Tag, an dem der Deutsche Bundestag die Errichtung des Berliner Mahnmals zur Erinnerung an die Ermordung der Juden beschloß, las ich das Buch – *Da ist kein Fluß mehr*“ von Hanna Krall.

Für mich gehören die beschlossenen Steine in Berlin und Hanna Kralls Buch zusammen. Die Stelen von *Peter Eisenmann* sind namenlos. Zu Tausenden werden sie da stehen. Hanna Krall gibt den Stelen Namen, zeigt Gesichter, überliefert Geschichten. „Das Mahnmal steht mitten in Berlin“, sagt Peter Eisenmann, „du sollst nicht verstehen, warum es da ist.“ *Andreas Zielcke* fährt (in der FAZ) fort: „Du sollst dich erinnern, aber versuche nicht, das Unfaßbare zu verstehen. Wer glaubt, den Massenmord zu verstehen, verfehlt dessen unerhörten Schrecken.“ In einem Interview sagt Hanna Krall: – Die betäubenden Zahlen von den Gräueltaten und der Vernichtung tragen mehr zur Gleichgültigkeit als zur Erinnerung bei. Niemand kann sich bei dem Wort Millionen etwas anderes als Zahlen vorstellen. Dabei wissen wir, dass jeder Mensch allein stirbt und nur einmal.“

Als polnische Jüdin wurde Hanna Krall 1937 in Warschau geboren. Als die Deutschen kamen, wurde das Kind in Warschau auf der arischen Seite versteckt. In Warschau lebt sie auch heute noch. „Was mich angeht“, schrieb sie in der polnischen Wochenzeitung „Politika“, „so betrachte ich die Welt immer nur durch *ein* Schicksal. Dann ein nächstes Schicksal und wieder eins ... Und eigentlich möchte ich alle Schicksale beschreiben, Millionen von Schicksalen.“ „Es sind die ewigen Dinge, über die es sich zu schreiben lohnt“, sagte sie im Januar 1991 im Berliner Literaturhaus, „die Liebe, der Tod, die Eifersucht. Deutschland und Polen – das sind nur Kulissen, die vergehen. Aber diese Dinge bleiben.“ „Ich denke, dass es auf dieser Welt bestimmte Rollen gibt – Opfer, Henker, Held – die stets aufs neue vergeben werden. Und ich sage in meinen Büchern nur das, was am Ende die

ser Rollen steht, damit eines Tages niemand behaupten kann, er habe es nicht gewusst“ (im „Münchener Merkur“).

„Erzählen Sie mir was!“

„Erzählen Sie mir was“, bittet die Autorin vieler Bücher über den Holocaust und seine Folgen nach jeder Lesung die Zuhörer, „eine wahre, wichtige, eine fremde Geschichte oder was über sich selbst.“ Dann schaltet sie das Mikrofon ab. Stille. Die Zuhörer überlegen, ob sie sie ihr anvertrauen sollen. Meist kommen dann einige nach vorne, verlegen, mit unbeholfenen Worten.

Nun sind Hanna Kralls Geschichten keineswegs die Protokolle dessen, was ihr erzählt wird. Aus dem, was sie hört, wird bei ihr „eine Poetik der Erinnerung“ (Jakob Hessing). Tatsachenberichte als Gleichnisse – oder Wirklichkeit als Dichtung. Dass uns das in unserer Sprache so tief berührt, daran hat die Übersetzung aus dem Polnischen von *Roswitha Matwin-Buschmann* dankenswerten Anteil.

Hanna Krall findet für ihre Geschichten eine meisterliche Collagetechnik. Man liest und hört nicht auf zu lesen. „Erzählen Sie mir was ...“ So beginnt auch ihr Buch. Sie erzählt von Pola Machczynska, einer großen, stattlichen Frau mit rotblondem Haar, braunen Augen und kräftigen Armen. In ihrem Keller versteckte sie während des Krieges 25 Juden. Polas Söhne entdeckten sie durch eine Dielenritze. Sie erschrecken: „Unter unserem Fußboden sitzen Leute.“ „Macht euch nichts daraus“, beruhigte sie die Mutter, „sie sind zu Besuch bei uns. Nur müsst ihr es keinem sagen.“

Die Deutschen, die in die Gegend von Lublin kamen, gehörten dem Reserve-Polizeibataillon 101 an. Sie waren zu alt gewesen für die Front. Vor dem Krieg hatten sie in Hamburg gelebt, hatten in den Docks, den Werkstätten, Läden, in der

Landwirtschaft und in Büros gearbeitet. Sie hatten Frauen und Kinder. 1942 kamen sie nach Polen ... Ihr Kommandant erklärte ihnen, dass sie Juden erschießen würden. Während des Prozesses gegen das Bataillon in Hamburg nach dem Krieg wird auch Polas Geschichte berichtet.

Hanna Krall erfährt über einen dieser Polizisten, dass er Pola verständigt hatte, die Deutschen wüssten vom Versteck der Juden. Man hatte ihn mit Pola gesehen. Glaubte Pola, er werde sie beschützen in der schlimmsten Stunde? 24 Juden starben. Einer konnte sich retten. Als nur noch Pola zu töten blieb, wandte sich Leutnant Brand an jenen Polizisten, den man mit ihr gesehen hatte: – Schieß!“ Der Polizist hob das Gewehr. Er sagte: „Ich kann nicht“, und ließ die Waffe sinken. „Kannst du jetzt?“, fragte Leutnant Brand und drückte dem Polizisten die Pistole an die Schläfe. So haben es die Leute später erzählt.

In einer anderen Geschichte erzählt Hanna Krall von jungen Leuten im Sommer 1939 – ein paar Wochen vor dem Krieg. Der letzte Sommer wird für sie ein ganz gewöhnlicher sein. Das junge polnische Volk verbringt ihn am Strand. Abends sitzen sie auf der Bank vor der Eisbude. Sie unterhalten sich über ernsthafte Dinge. Über die

Juden: wieder wurden welche irgendwo mit Rasiermessern verletzt. Über den Krieg. Alle reden sie von ihm, sie aber glauben: es wird keinen geben. Über die Welt: ist sie gut, oder ist sie schlecht? Über den Kommunismus: wird er die Juden retten? Es ist der letzte Sommer vor dem Krieg. Im September wird die Rote Armee hier einmarschieren. Bald erscheinen Güterwaggons auf der Station. Dann gehen die ersten Judentransporte nach Osten ab.

Da ist kein Fluss mehr

Hanna Krall

Der nicht mehr schlief und nicht mehr aß

In manchen Geschichten werden andere Geschichten überliefert, gegenwärtige, vergangene. So die Geschichte des Abraham Turzysko, der nicht mehr schlief und nicht mehr aß. Man fragte ihn nach dem Grund. Er antwortete: „Als ich neun Jahre alt war, weckte mich mein Vater, der Zaddik Mordechaj von Czarnobyl, im Morgengrauen. Er spannte die Pferde an. Wir bestiegen den Wagen und fuhren in den Wald. Auf der Lichtung erblickte ich eine Laubhütte. ‚Halte die Zügel‘, sagte mein Vater. Er betrat die Hütte und kam mit einem jungen Mann heraus. Auf dem traurigen Antlitz des Mannes lag ein Leuchten. Gesammelt lauschte er den Worten meines Vaters. ‚Bist du gewiß?‘ fragte er. Mein Vater erwiderte: ‚Ich bin gewiß‘ Und beide brachen in Tränen aus. Einander umfassend weinten sie ohne Ende. Schließlich nahmen sie Abschied ... Wir fuhren, ohne uns umzusehen ... Ich fragte: ‚Vater, wer war dieser Mensch?‘ ‚Der Messias. Es war der Messias, der Sohn Davids‘. ‚Was wollte er von dir?‘ ‚Er hat gefragt, ob er schon kommen kann. Ich mußte ihm die schecklichen Wahrheit sagen: ‚Noch wartet niemand auf dich.‘ In einer anderen Geschichte ruft der Filmemacher Krzysztof Kieslowski sie an. Vor seiner Herzoperation hatte er Bücher ausgesucht, die er danach lesen will. ‚Weißt du, was mir passiert ist?‘, fragt er. – ‚Ich nehme die Bücher zur Hand – und um was geht es in all diesen Büchern: um Juden. Wir müssen ihnen etwas angetan haben, daß wir so oft an sie denken. Wir Christen müssen ihnen was getan haben.‘ Ihm erzählt Hanna Krall die Geschichte von J, einem kleinen jüdischen Mädchen, das sie recht gut gekannt hat.

Auf der Seite der Traurigen

Es hielt sich auf der arischen Seite versteckt. Leute, die das Kind künftig bei sich aufnehmen wollten, hatten sich eins ausbedungen: den Taufschein des Kindes. Keinen falschen vom Schwarzmarkt – einen echten. Die Mutter bat polnische Freunde, gute Katholiken, die ihr schon oft geholfen hatten, um Hilfe. Sie erzählten einem fremden Priester eine Geschichte über das Mädchen, das nicht schon im frühen Kindesalter getauft worden war. Sie würden die Taufpaten sein. Ein Termin wurde vereinbart. In der Kirche sollte das Kind die Fragen des fremden Priesters beantworten. Da sagten „die Taufpaten“: „Wir können das nicht tun. Wir können das nicht lügen, in der Kirche. Wir sind religiöse, gläubige Menschen. Sie müssen uns verstehen.“ Die Mutter nickte gefaßt. Vor dem Haus blieb die Mutter stehen. Sie stand und stand – wortlos. Das Kind wurde unruhig: „Komm schon!“ Sie durften nicht so dastehen, im Sonnenlicht. „Komm!“ „Wohin?“ fragte die Mutter.

„Das glaube ich nicht“, sagte Kieslowski. „Ich kenne das Mädchen“, sagt Hanna Krall. „Es war, wie ich sage.“ (Ist Hanna Krall dieses Kind?) „Wichtig ist“, schreibt Kieslowski ihr, „auf der Seite der Traurigen zu stehen.“

In der Geschichte „Der Urenkel“ wird eine jüdische Familiengeschichte erzählt. Nach dem Krieg fährt der Urenkel, bevor er seine Professur für Medizin in den USA antritt, noch einmal in den Heimatort, wo seine Vorfahren umgebracht worden waren. Er sitzt am Fluss. Das Ufer ist zugewachsen mit Schilf und Büschen. Er sucht die Höhen und das Ufer mit den Augen ab, doch er erspät niemanden. Und er wird wissen, wo sie alle sind: zusammen in einer Grube, im Kiefernwald. Alle. Er geht zum Bahnhof zurück. Im Zug nickt er ein und vernimmt eine Stimme, die er immer wieder in seinen Träumen hören wird: „Gehe nicht dorthin. Da ist kein Fluss mehr.“

Das sind die Wortbilder der Hanna Krall, die man nicht vergisst. Diesen Satz wählte sie als Titel des Buches.

In der letzten Geschichte erzählt Hanna Krall von einem Ehepaar, sie Schneiderin, er Kaufmann. Sie haben eine Wohnung gefunden in einem Block, der nach dem Krieg aus Trümmersteinen erbaut worden war. Hier befand sich im Krieg das Getto. Das Ehepaar spürte die Anwesenheit von jemand Fremden – keine feindselige Anwesenheit. Die Frau kam als erste auf die Idee, es handle sich um die Geister ermordeter Juden. Sie fragten den Rabbi. „Es wundert mich nicht, dass ihr die jüdische Anwesenheit spürt“, sagte der Rabbi nachdenklich, „ich wundere mich über die, die sie nicht spüren.“ Für ihre Bücher – sie wurden in siebzehn Sprachen übersetzt – hat Hanna Krall nationale und internationale Preise bekommen. „Da ist kein Fluss mehr“ erschien 1998 in Polen. Sie erhielt dafür den „Großen Preis der Kulturstiftung“. Die deutsche Übersetzung von *Roswitha Matwin-Buschmann* erschien in diesem Jahr im Verlag Neue Kritik. Im Juni und Juli führte das Buch die anspruchsvolle SWR-Bestenliste mit höchsten Bewertungen an. Und es hat mich sehr gefreut, dass es beim „Literarischen Quartett“ von allen vier Teilnehmern in einer Weise gewürdigt wurde, die selten so einstimmig ist.

entnommen aus: Christ in der Gegenwart Nr. 33/99